

7 Fazit

Parallel zur Fertigstellung dieser Studie fand am 19. und 20. Juli 2003 an der Universität Bremen im Rahmen einer Sommeruniversität unter dem Titel „Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken“ eine bundesweite Tagung zum Thema „Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies“ statt. Die Veranstaltung stand im Zeichen der eingangs beschriebenen Bemühungen, die Forschungstradition der Disability Studies in Deutschland bekannt zu machen, ihre akademische Institutionalisierung voranzutreiben und einen entsprechenden wissenschaftlichen Diskurs hierzulande zu initiieren und zu etablieren. Gleichzeitig bot sich mir bei diesem Anlass die Gelegenheit, meinen Beitrag zu den Disability Studies hinsichtlich seiner theoretischen Ausrichtung und methodischen Fundierung mit dem gegenwärtigen Stand des öffentlichen Diskurses zum Thema Behinderung zu konfrontieren und den vorliegenden Entwurf im Licht der dominanten Rezeption der Disability Studies in Deutschland zu spiegeln.

Die folgende Zusammenfassung der zentralen Perspektiven und Auswertungsergebnisse soll einerseits den theoretischen und empirischen Ertrag der vorliegenden Studie sichern, andererseits meine vorläufige Positionierung im Diskurs der Disability Studies in Deutschland noch einmal auf den Punkt bringen. Der Diskurs der Disability Studies in Großbritannien¹, den

1 In Großbritannien sind in jüngerer Zeit verstärkte Bemühungen zu verzeichnen, eine Soziologie des Körpers (body) zu etablieren, in der die Grenzen zwischen Gesundheit und Krankheit beziehungsweise Schädigung und Behinderung unter Bezugnahme auf die Erkenntnisse der Disability Studies neu vermessen werden. Vgl. hierzu Shilling (2003).

Vereinigten Staaten, aber auch mittlerweile einer Reihe anderer Länder² befindet sich in einem Stadium, dem gerecht zu werden es einer eigenen differenzierten Betrachtung bedarf.

Als Frau mit Behinderung erfülle ich selbst ein immer wieder in die Diskussion gebrachtes, wenngleich heftig umkämpftes Legitimationskriterium, Disability Studies betreiben zu können. Demnach gelte ich als Expertin in eigener Sache, deren persönliche Betroffenheit für einen authentischen Einblick in die Welt behinderter Menschen bürgt. Dieses Diktum hängt mit einem Perspektivenwechsel zusammen, den die Disability Studies vornehmlich britischer Provenienz vorschlagen. Hierbei wird idealtypisch zwischen *individuellen* und *sozialen* Modellen von Behinderung unterscheiden. Der Schlüssel zum Verständnis britischer Disability Studies besteht demnach darin, diesen Perspektivenwechsel, der den *Ort* der Behinderung zu reformulieren sucht, nachzuvollziehen.

Während individuelle Modelle davon ausgehen, dass die Behinderung ein Problem der betroffenen Person ist und infolge dessen medizinischer Korrekturmaßnahmen oder sozialer Förderung und Unterstützung bedarf, gehen soziale Modelle von Behinderung davon aus, dass der Behinderungsgrund letztendlich in sozialen/gesellschaftlichen Prozessen zu finden ist. Die Gesellschaft (beziehungsweise soziale Systeme) sind über ihre diskriminierenden Strukturen für die Ausschließungsprozesse und systematischen Benachteiligungen von Menschen mit Behinderung verantwortlich. Somit verschiebt sich der Forschungsgegenstand der Disability Studies vom betroffenen Individuum auf die *behindernde* Gesellschaft.

Wie gezeigt werden konnte, ist dieser Gedanke alles andere als neu. Seine besondere Brisanz gewinnt er erst in Verbindung mit der *politischen* Konsequenz, dass es ein soziales Modell von Behinderung zwingend notwendig erscheinen lässt, die Opfer von Ausgrenzung und Benachteiligung selber in die Lage zu versetzen, sich zu Wort zu melden. Sie befinden sich demnach als einzige in der legitimierten Position, authentisch über sich Auskunft erteilen zu können. Diesem Gedanken entspricht auch der für das *Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen* formulierte Slogan „Nichts über uns ohne uns“³, der von den englischsprachigen Disability Studies, die sich ausdrücklich als politisches Projekt verstehen, adaptiert wurde.⁴

2 Degener nennt in ihrem Beitrag zur Eröffnung der Sommeruniversität 2003 in Bremen folgende Länder: Kanada, Australien, Norwegen, Frankreich, Irland, Südafrika und Japan.

3 Vgl. die Magdeburger Erklärung zum Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen vom 22.02.2003.

4 Die Originalformulierung lautet: „Nothing about us without us“.

Hier liegt auch die Schnittstelle zwischen wissenschaftsorientierten Disability Studies und aktivistischen Behindertenbewegungen: Disability Studies so verstanden, bilden den theoretischen Überbau einer auf Teilhabe, Gleichstellung und Selbstbestimmung ausgerichteten und um Normalisierung und Empowerment bemühten Interessenvertretung.

Ein Schuh wird aus einem solchen sozialen Modell von Behinderung aber nur, wenn es sich mit einem recht simplen Identitätsmodell verbindet: Sowohl individuell als auch kollektiv erscheinen Menschen mit Behinderung abgespalten von und unterdrückt durch eine ebenso konsistent wie homogen gedachte nichtbehinderte Mehrheitsgesellschaft. Die bisweilen in die Diskussion gebrachte Formel von den *temporarily abled people* im Gegensatz zu den *disabled people* hebt diese binäre Opposition keineswegs auf. Es gilt nach wie vor: „Disabled people are therefore an oppressed group in society“ (UPIAS/Disability Alliance 1976: 3).

Die Grenze zwischen den Welten ist eindeutig und widerspruchsfrei. Menschen mit Behinderung sind in jedem Fall benachteiligt, nicht normal, körperlich beschädigt und verletzt, einfach anders. In dem Maße, in dem eine Integration, Normalisierung, Korrektur und Gleichstellung verwehrt bleibt, leistet das skizzierte soziale Modell der Disability Studies den Forderungen nach Anerkennung einer *eigenen, anderen Normalität* Vorschub. Das Gleichheitspostulat wird dabei tendenziell ersetzt durch eine strategische Identitätspolitik, die auf Hervorhebung und Anerkennung einer *eigenwertigen kollektiven Gleichheit* in der Differenz zur Welt der „zeitweise nichtbehinderten“ Menschen abhebt.

An dieser Vorstellung kollektiver Identität hegte ich aus mindestens zwei Gründen meine Zweifel. Zum einen wollte sich mir schon angesichts der körperlichen und sozialen Heterogenität zwischen „uns“ Menschen mit Behinderung das Gefühl kollektiver Identität nicht recht einstellen, zum anderen gab der empirische Blick auf die zentralen gesellschaftlich wirksamen Differenzkategorien den Blick frei auf die Widersprüche, Brüche und Ungleichzeitigkeiten, denen homogene Identitätsentwürfe und -assoziationen ausgesetzt sind.

Aus diesem Grund beschloss ich, mich auf die Suche nach theoretischen Anknüpfungsmöglichkeiten zu machen, die Race, Class, Gender auch im Körper verorten. Im Anschluss an das soziale Modell der Disability Studies ging es also um die Entwicklung eines Forschungsansatzes, der den starren Blick auf die binäre Opposition behindert/nichtbehindert auflöst und durch eine Fokussierung der sozialen Verknüpfungen von Race, Class, Gender und Body ersetzt.

Das Bemühen um die Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen führte mich zur Rezeption von differenztheoretisch informierten Identitätstheorien und poststrukturellen

Entwürfen von Diskursformationen. Fündig wurde ich hierbei im Dunstkreis der Cultural Studies⁵, innerhalb derer eine solche theoretische Fundierung vergleichsweise am weitesten vorangetrieben wurde.

Geht man von der Annahme aus, dass Behinderung gesellschaftlich und sozial konstruiert ist – und sich nicht als eine bloße individuelle Eigenschaft Betroffener beschreiben lässt –, erscheint es unumgänglich, die entsprechenden Prozesse, die Behinderung markieren, genauer unter die Lupe zu nehmen. Beteiligt an diesen gesellschaftlichen und sozialen Prozessen (Interaktionen, bürokratischen Verfahren etc.) sind allerdings Menschen mit *und* ohne Behinderung gleichermaßen. Mithin müsste sich konsequenterweise der Fokus der Untersuchung verschieben: weg vom Individuum und seiner binär konstruierten kollektiven Zugehörigkeit (behindert/nichtbehindert) hin zu Interaktionen und Diskursen als den *Verhandlungsorten* von Behinderung.

Wenn man so will, spreche ich mich damit für einen weiteren Paradigmenwechsel aus, den die Disability Studies vollziehen sollten. Als Folge der Kritik am sozialen Modell von Behinderung strebe ich ein *kulturelles* Verständnis von Behinderung an, in dem der diskursiv geführte Kampf um die Bedeutung(en) von Behinderung in den Blick genommen wird.

Durch ein ebenso einfaches wie eindrucksvolles Beispiel kann die Kritik am sozialen Modell der Disability Studies verdeutlicht werden:

Auf besagter Tagung in Bremen wurde das überwiegend aus *Menschen mit Behinderung* zusammengesetzte (oder sich zumindest als solches versteckende) Publikum von einem *nicht sehenden* Referenten⁶ empirisch aufgeklärt. Es ging um die alltäglichen Interaktionen zwischen sehenden und nicht sehenden Menschen (etwa eine erfragte Wegbeschreibung) und die sich dabei vollziehenden wechselseitigen Verständigungsschwierigkeiten, Missverständnisse und angewandten Problemlösungsstrategien. Die Schilderung von konkreten empirisch ermittelten Beispielen führte rundum zu Belustigungen.

Bemerkenswert an diesen Schilderungen und den Reaktionen auf sie schienen mir hingegen nicht so sehr die deutlich erkennbaren Spiegelungen der eigenen Unsicherheiten im Kontakt mit nicht sehenden Menschen. Vielmehr drängte sich allgemein der Eindruck auf, dass das allgemeine Amusement so offensichtlich frei von jeglicher Selbstreflexion war – wähnte man

5 Siegfried Saerberg (Universität Dortmund): „Nach dem Weg fragen“ – Alltagsbegegnungen von blinden und sehenden Menschen.

6 Innerhalb der Disability Studies vertritt nach Priestley die amerikanische Forschungstradition eher kulturalistische Orientierungen, wohingegen die britische Forschungstradition sich stärker gesellschafts- und sozialkritisch versteht – eine Unterscheidung, die ganz ähnlich innerhalb der Cultural Studies getroffen wird (vgl. Stuart Hall 1999c).

sich doch als legitimiertes Mitglied eines Kreises von Menschen mit Behinderung in einem geschützten einheitsstiftenden Definitionsraum. Man durfte sich damit moralisch gewissermaßen auf der richtigen, sprich sicheren Seite wissen. So fiel es nicht schwer, sich ungehemmt an der Bloßstellung einer empathiefreien sehenden Welt von Nichtbehinderten zu ergötzen – ohne hingegen gewahr zu werden, dass der überwiegende Teil des Publikums selbst zwar als behindert identifizierbar war, gleichwohl aber doch als sehend betrachtet werden musste und sich somit durchaus selbst als Adressat der kritischen Botschaft hätte erkennen können. Die Lehre aus dieser Episode lautet: Der Gruppe der Menschen mit Behinderung ist über ihre passförmig verbürgte rechtliche Klassifizierung hinaus kaum eine identitätsstiftende oder gar solidarisierende Gemeinsamkeit zuzuerkennen.

Freilich sollten dabei die Erkenntnisfortschritte, die ein soziales Modell von Behinderung erbracht hat, nicht vorschnell in den Hintergrund gedrängt oder vergessen werden. Die interaktiv und diskursiv geführte fortlaufende Aushandlung der Bedeutung von Behinderung im Spannungsfeld von Race, Class und Gender ist keine voluntaristische Angelegenheit, nach dem Motto „Anything goes“. Im Gegenteil, nicht verkannt werden darf der *Zusammenhang von Diskurs und Macht*, über den die institutionalisierten Ausgrenzungs- und Diskriminierungsmechanismen realisiert werden. Am Ort der politischen Aktion agieren dann nicht mehr mit sich selbst identische empowerte Subjekte, sondern vielstimmige Diskurse, die situativ und kontextuell Verschiebungen mit je unterschiedlicher Reichweite der Argumente und nicht voraussehbaren Ausgängen erfahren können.

Empirisch sah ich mich also vor die Aufgabe gestellt, Behinderung *weder* im Individuum (psychologisches, medizinisches, biologisches Modell), *noch* in der Gesellschaft allein (soziales Modell) zu lokalisieren, sondern in sozialen Prozessen und im Kräftefeld einander sich kreuzender Diskurse.

Die Tatsache, dass ich mich bei der Auswahl meiner Probanden auf Menschen mit so genannten Körperbehinderungen und ausschließlich weibliche Geschlechtsangehörige beschränkte, hat in erster Linie pragmatische Gründe. Körperbezogene Diskurse und unterschiedliche Auffassungen von verletzbaren Körpern hätten auch auf der Basis anderer Auswahlkriterien fokussiert werden können. So dürften auch die biografischen Erzählungen von Männern hinsichtlich der Dekonstruktion von Körper und Behinderung ergebnisig sein.

Zielsetzung meiner methodisch kontrollierten Vorgehensweise war die Lokalisierung von Behinderung an den Schnittpunkten unterschiedlicher Diskurse von Differenz(en), die meine Interviewpartnerinnen in ihren biografischen Narrationen zur Sprache gebracht haben. Die befragten Frauen erscheinen damit nicht als bloße Opfer kollektiv empfundener gesellschaftlicher Ausgrenzungs- und Diskriminierungsprozesse beziehungsweise so-

zialer Stigmatisierung. Sie erscheinen aber auch nicht als Repräsentantinnen oder beispielhafte Exemplare autonom handelnder, empowerter und mit sich identischer Subjekte. Was sich zeigt, sind unterschiedliche Konstruktionen von Behinderung in Abhängigkeit von anderen zentralen Differenzkategorien, das brüchige Wachsen, Wandeln und Werden der Körper und die situativ realisierten Handlungen der Probandinnen in den Diskursfeldern, in denen sie sich bewegen.

Besondere Relevanz kommt dieser Betrachtung auch deshalb zu, weil wir meines Erachtens mittlerweile nicht mehr in einer Gesellschaft leben, die sich durch eine stringente Diskriminierungs- und Desintegrationspraxis gegenüber Menschen mit Behinderung beschreiben lässt. Vielmehr leben wir in einer Zeit, die durch differenzierte und fortschreitende Integrations-, Antidiskriminierungs-, Teilhabe-, Anerkennungs- und Toleranzdiskurse geprägt ist. Dies hat zu einer Fülle von gesellschaftlichen Veränderungen auf unterschiedlichen Ebenen geführt und die Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderung nachhaltig verändert.

Spannend ist es jedoch, diesem sozialen Wandel Rechnung zu tragen und sich nicht darauf zu beschränken, die aktuell (noch) zu verzeichnenden Nachteile allein als Resultate suboptimaler oder imperfekter Integrationsbemühungen zu deuten. Angesagt wäre es, danach zu fahnden, welche neuen *veränderten Formen der Differenzsetzung* gerade durch Gleichstellungs- und Toleranzdiskurse in Gang gesetzt werden, welche Bedeutungsverschiebungen sich ausmachen lassen und für veränderte politische Handlungsbedingungen sorgen. Es handelt sich um Ausschließungsprozesse gerade unter den Bedingungen gesellschaftlich gewollter Inklusion.

Mein an Poststrukturalismus und Dekonstruktion orientierter Ansatz kritischer Disability Studies versteht sich somit als ein politisches Projekt, das den Ort politischen Handelns verschiebt. Die Erfahrungen von Menschen mit Behinderung werden dabei nicht weniger wichtig, sie bilden hingegen nicht eine notwendige Legitimationsbasis, um authentisch Auskünfte über das Projekt *Behinderung* geben zu können. Stattdessen steht die Analyse der Diskursformationen im Zentrum der Aufmerksamkeit, an denen Menschen mit und ohne Behinderung eine je unterschiedliche Figur machen. Dieser Ansatz muss nicht gleich mit dem Verschwinden des Subjekts gleichgesetzt werden, solange Subjektkonstruktionen⁷ selbst eine dominante, ja hegemoniale, öffentliche Diskursformation darstellen.

Die Interviews zeigen, dass die Subjektkonstruktionen der Probandinnen sich weder durch konsistente Normalitätsbrüche noch durch stringente Reparatur- oder Empowerment-Strategien auszeichnen. Vielmehr finden sich

7 Vgl. hierzu auch Keupp/Bilden (1989), Keupp (1994).

in den biografischen Alltagserzählungen zahlreiche *Grenzüberschreitungen*. Die vermeintlich reinen binären Oppositionen werden so vielfältig überschrieben. Dekonstruktion bedeutet nach Derrida „Rekonstruktion, das Wi(e)derlesen binärer Oppositionsbildungen, Umwertung und Verschiebung. Das Exponieren von Vorabannahmen, um dann in bipolare Anordnungs-konstruktionen zu intervenieren“ (Haas 1995, S.12). Ich hoffe, ein Stück weit ein solches Wi(e)derlesen empirisch geleistet zu haben.